

interessant und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbare, das ich bis jetzt übersehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genuße der bildenden Künste.“ Schiller schreibt nun nach Goethe's Rückkehr den 1. Nov. 1790 aus Jena: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalte bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne.“ Dann aber fährt Schiller, auf Goethe's Verhältnis mit Christiane Vulpius anspielend, fort: „Uebrigens ergeht's ihm nährisch genug. Er fängt an alt zu werden und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben.“ Schiller versteht unter der „Thorheit“, die Goethe begehen werde, die Wahrscheinlichkeit, daß Goethe die Vulpius heirathen werde, was dann auch wirklich geschah, wenn auch erst nach Schiller's Tode. Schiller fügt hinzu: „Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne“⁹¹). Man sieht hieraus, daß es Schiller doch immer noch angenehm war, Goethe bei einer Schwäche zu betreffen, und für das spätere Verhältnis zwischen Schiller und Goethe war es immer von Vortheil, daß Goethe diese und andere Stellen in Schiller's Briefen nicht zu lesen bekam. Körner macht hierauf übrigens die ganz vernünftige Bemerkung: „Seine Heirath mit d. Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich's vielleicht, ob die Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wol möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältnis nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß

alle Welt auf sie loshacht; daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin.“ An diesem Hin- und Wiedergerede zeigt sich übrigens, daß man immer mit den erhabensten Ideen beschäftigt zu sein scheinen und sich dabei doch in kleinlicher Weise mit Privatverhältnissen und Gewissensfragen befassen kann, die mit jenen Ideen gar Nichts zu thun haben.

Wie viel vortheilhafter aber auch Schiller schon im Jahre 1790 von Goethe dachte, so mußte sein Verhältnis zu ihm doch noch eine Reihe der wichtigsten Stationen durchlaufen, ehe er, Ende August 1798, seinem Körner das Geständniß ablegen konnte, daß er Goethe „sehr viel“ schuldig sei, übrigens wisse, daß er auf diesen gleichfalls „glücklich gewirkt habe.“ Schiller fährt dann fort: „Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat sich unser Verhältnis immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohnedies hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur“⁹²).

Einen ganz ähnlichen Gang von der entschiedensten Antipathie bis zur innigsten Geistesverbrüderung machte auch Goethe in seinem Verhältnisse zu Schiller durch; nur beruhte seine Antipathie auf ganz anderen oder doch nur zum Theil auf ähnlichen Gründen. Weder was das ursprüngliche Talent, noch was die literarischen Erfolge, noch was Glück und äußere Lebensstellung betrifft, hatte Goethe den jüngern Mann zu beneiden. Seine Abneigung gegen Schiller beruhte einfach auf der principiellen Verschiedenheit ihrer Naturen und in sofern war sie bei Goethe eigentlich noch gründlicher und anscheinend unheilbarer. Schiller trachtete in Goethe's Nähe zu kommen und sein Urtheil über ihn zu erfahren, denn Goethe erschien ihm unter allen Menschen, die er kannte, als der einzige, der ihm den Dienst leisten konnte, Wahres über sich zu erfahren. (Vergleiche den oben angeführten Brief Schiller's an Körner vom 2. Febr. 1789.) Goethe dagegen ging Schiller längere Zeit geflissentlich aus dem Wege. Schiller's dramatische Jugendproducte, darunter namentlich die von ihm „fragenhaft“ gescholtenen „Räuber“, widerten ihn an, weil darin ein „kraftvolles, aber unreifes Talent grade die ethischen und theatralischen Principien, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreisendem Ströme über das Vaterland ausgegossen hatte.“ Dabei schien ihm Schiller in der Behandlung der Leidenschaften ein sophistisches Talent zu sein, welches die Nation verderbe. Er schreibt ein andermal, und zwar von dem contemplativen Standpunkte späterer Jahre aus: „Ich vermied Schillern, der, in Weimar sich aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte.

91) In einem an die Gräfin Schimmelmänn gerichteten, erst in letzter Zeit im „Altonaer Merkur“ veröffentlichten Briefe vom 23. Nov. 1800, in welchem Goethe's Verdienste und edle Eigenschaften mit einer auch für Schiller selbst ehrenvollen Wärme hervorgehoben sind, kommt dieser nochmals auf diesen Punkt zu sprechen; doch fügt er hinzu, daß auch dieses häusliche Verhältnis mit einer edeln Seite des Goethe'schen Charakters zusammenhänge.

u. Geystl. d. W. u. R. Erste Section. LXXII.

92) Zu allem diesem vergleiche man „Schiller's Briefwechsel mit Körner.“ 1. Bd. S. 104. 136 fg. 228. 341 fg. 2. Bd. S. 21. 39. 53. 207. 4. Bd. S. 86.

Alle Anknüpfungspunkte von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab; und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos. Ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei solchen Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können.“ Dabei wußte aber Goethe schon damals den „reblischen und so seltenen Ernst“ in Allem, was Schiller geschrieben und gethan, sehr wohl zu schätzen und im „Don Carlos“ erkannte er wenigstens das Streben, „sich zu beschränken und dem Hohen, Uebertriebenen und Gigantischen zu entsagen.“

Trotz dieser Antipathie handelte Goethe mit gewohnter Loyalität an Schiller; er wirkte mehr für als gegen ihn. Namentlich geschah dies von ihm in der Berufsangelegenheit Schiller's nach Jena. Als diese von Frau von Stein und dem Coadjutor Dalberg angeregt worden, ließ es Goethe nicht an sich fehlen, sie zu fördern und handelte zu diesem Zwecke mit dem Geh. Rathe von Voigt, seinem „getreuen Mitarbeiter“, gemeinsam; sicherlich beehrte auch Schiller dieser Fürsprache und Unterstützung, da ihm die zur Uebernahme einer Professur erforderliche vorchriftsmäßige Qualifikation fehlte, weshalb ihn auch einige alte Jöpfe unter den jenaischen Professoren als einen Eindringling betrachteten und gegen ihn intriguirten. Zugleich suchte Goethe dem angehenden Docenten Muth einzusprechen, indem er ihn auf das docendo discitur verwies. Indessen war Schiller wol allerdings in anderer Absicht nach Weimar gekommen als in der, Professor in Jena zu werden und Geschichtsvorträge zu halten. Er betrachtete seine Anstellung in Jena (im Jahre 1789) als eine Art Verbannung und fürchtete davon eine Störung für seine poetischen und dramatischen Arbeiten. Schrieb er doch gerade um jene Zeit: „Ich muß ganz Künstler sein, oder ich will nicht mehr sein.“ Ja er und seine Umgebungen gingen sogar so weit, eine Intrigue Goethe's dahinter zu vermuthen, und Schiller's Schwägerin, Karoline von Wolzogen, schrieb darüber: „Schiller war Goethen und seinem Empfinden damals in Weimar unbequem. Auch war Schiller wenig erbaut von der Geschwindigkeit, womit man seine Entfernung von Weimar betrieb. Er fühlte sich „„übertölpelt,““ sodas er in dieser Zeit gegen Goethe bis zum Haß verstimmt war.“ Die hierin liegende Beschuldigung gegen Goethe ist ebenso hart als ungerecht und aus der Luft gegriffen. Es läßt sich nicht wohl einsehen, was für Goethe damit gewonnen sein konnte, daß Schiller statt in Weimar in dem nahen mit Weimar durch so viele enge Fäden verschlungenen Jena lebte. Man hätte ja wol Mittel finden können, ihm den Aufenthalt in Weimar so zu verleiden, daß Schiller mit Freuden die erste beste Gelegenheit ergriffen haben würde, dem weimarischen Ländchen überhaupt den Rücken zu wenden. Mit Lenz und Klingler hatte man ja keine Umstände gemacht. Es

mußte Schiller im Gegentheil vom höchsten Werthe und ein Grund zur Dankbarkeit sein, bei seiner damals höchst prekären Lage eine so ehrenvolle Stellung zu erhalten, die ihm auch bürgerlichen Credit verschaffte, ihn durchaus nicht übermäßig beschäftigte und es ihm möglich machte, seine Charlotte von Lengefeld heimzuführen, was denn auch im nächsten Jahre geschah. Schiller mochte wol fühlen, daß er, wie er sich gegen Körner ausdrückt, in Jena nicht an seiner Stelle sei, aber die großen Vortheile, die ihm durch seine Anstellung zufließen, konnten ihm nicht verborgen bleiben und blieben es auch nicht.

Goethe fuhr allerdings in den nächsten Jahren fort, Schillern aus dem Wege zu gehen und die von ihm gewünschte Annäherung schwer, ja unmöglich zu machen. Auch läßt sich denken, daß das Gefühl des Hasses, welches damals Schiller gegen Goethe erfüllte, diesem nicht ganz verborgen blieb und daß schon deshalb der Verkehr zwischen beiden etwas Gezwungenes hatte; Goethe aber, wenn er auch auf die Beobachtung conventioneller Formen hielt, liebte es nicht, zu heucheln. Man sah sich selten; doch besuchte Goethe, wie schon oben erwähnt, Schillern im J. 1790, als er ihm Grüße von Körner zu bringen hatte. Dabei traten immer wieder die frühern Differenzen hervor und fanden auch wol gelegentlich ihren literarischen Ausdruck, z. B. in Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde.“ Inzwischen blieb von den beiderseitigen Freunden, von der Familie Lengefeld, mit der Goethe ja schon aus früherer Zeit befreundet war, von dem Appellationsrathen Körner, der nun auch Goethe's persönlicher Bekannter und Freund geworden und von dem Verehrer Schiller's, dem Coadjutor Dalberg, Nichts unversucht, um eine Ausöhnung zwischen beiden zu bewirken, und sicherlich hatten diese fortdauernden Vermittlungsversuche einen größern Antheil an der endlich stattfindenden Annäherung beider Männer, als man gewöhnlich annimmt.

Als im J. 1794 Schiller die Herausgabe seiner „Horen“ vorbereitete, lud er mit den andern vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands auch Goethe zur Mitwirkung ein, indem er in sein Schreiben die schmeichelhafte Bemerkung einfließen ließ, daß der Beitritt des berühmten Dichters für den glücklichen Erfolg des Unternehmens entscheidend sein werde. Schiller wußte seine Briefe, wenn davon etwas abhing, immer sehr flug einzurichten und mit Beobachtung aller Höflichkeitsformen und einem ehrerbietigen schmeichelnden Tone abzufassen, wie dies auch seine ersten Briefe an Herder beweisen. Goethe erwiderte zustimmend: „Ich werde,“ schrieb er, „mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Was ich an Ungebrudtem Zweckmäßiges besitze, will ich gern mittheilen und hoffe, daß die Verbindung mit so wackern Männern Manches ins Stocken Gerathene wieder in lebhaften Gang bringen werde“⁹³⁾.

93) J. G. Könnefahrt nimmt in seiner Schrift: „Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation“ (Leipzig 1859.) an, daß diese Briefe am 13. Juni gewechselt wurden. Das Antwortschreiben Goethe's ist aber vom 24. Juni.

Im Sommer desselben Jahres kam Goethe nach Jena herüber, wo beide Männer mit einander in der naturforschenden Gesellschaft zusammentrafen und nach der Vorlesung zugleich das Haus verließen, vielleicht nicht zufällig, da vielmehr anzunehmen ist, daß Schiller, durch Goethe's freundliche Zuschrift ermutigt, dieses ganze Zusammentreffen mit Goethe gesucht haben werde. Kurz, es knüpfte sich unterwegs oder gleich beim Hinausgehen ein Gespräch zwischen beiden an, dessen Wendungen Goethe so lebhaft anzog, daß er Schiller auf sein Zimmer folgte, wo die Debatte fortgesetzt wurde. Goethe kam hierbei auf seine Lieblingsidee einer Urpflanze zu sprechen, und bemerkte von dieser, daß sie ein Modell darbiete, „aus welchem sich noch Pflanzen ins Unendliche erfinden lassen,“ sie liefere somit den Beweis, „daß solche Art von Naturbetrachtung erfahrungsmäßig ist, daß die in solcher Weise zu gewinnende Erkenntniß des Naturlebens aus der Erfahrung hervorgeht.“ Nachdem Goethe seinen langen Vortrag geschlossen, bemerkte Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!“ Diese Bemerkung machte Goethe Anfangs „einigermassen verdrießlich,“ aber er setzte das Gespräch fort und Schiller bewährte nun in dessen Verlauf aufs Glänzendste die ihm ganz eigene große Kunst, jeden Unterhaltungsstoff auf die Höhe allgemeiner Gesichtspunkte zu rücken und den Mitredenden zu wechselseitiger Entwicklung der Gedanken zu beleben, wobei es ihm nie um die eigensinnige Behauptung seiner subjectiven Ansicht, sondern nur um die Ermittlung des objectiven Sachverhalts zu thun war. „Als sie nun nach langem Kampfe Stillstand gemacht hatten,“ erzählt Goethe Anfangs „freilich noch immer mit dem stillen Vorbehalte, daß keiner von beiden der Sieger sei, beide sich vielmehr für unüberwindlich halten dürften, aber doch mit erhöhter wechselseitiger Achtung, in später Nacht von einander. Sie hatten sich in diesen langen, ausführlichen, persönlichen Zwiegesprächen mit einander gemessen, hatten sich gründlich kennen und schätzen gelernt. Der erste Schritt zur Annäherung war geschehen“⁹⁴).

Nun kam jener Briefwechsel in Gang, der zu den großartigsten literarischen Denkmälern deutscher Nation gehört. In einem schriftlichen Exposé am 23. Aug. nahm Schiller Anlaß, Goethe zu versichern, daß er schon lange, wenn auch aus weiter Ferne, den Weg, den er sich vorzeichnet habe, mit immer erneuter Bewunderung betrachtete habe. Er fährt dann fort: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich

wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltesten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzubringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält.“ Von Goethe angeregt, gibt Schiller in einem spätern Briefe (vom 31. Aug.) auch über sich selbst Rechenschaft und bemerkt darin unter Anderem: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geiste des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wol früher, als grade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten.“

Ihr Verhältniß gedieh bald zu einer solchen Intimität, daß Schiller, einer dringenden Einladung Goethe's Folge gebend, im September 14 Tage bei diesem in Weimar wohnte, und, wie er an Körner schreibt, jeden Augenblick, wo er zu etwas aufgelegt war, mit Goethe zubrachte. „Ich bin,“ schreibt er, „sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden und ich vermüthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat.“ Seitdem betrieb man den wechselseitigen Unterricht, bei dem jeder nach Schiller's Ausdruck, „dem Andern etwas geben konnte, was ihm fehlte, um etwas dafür zu empfangen,“ theils in Briefen, theils in mündlichem Verkehr, bald in Weimar, wohin Schiller zuweilen kam, bald in Jena, wohin Goethe sich, wie man weiß, oft und gern zurückzog. Schiller schreibt einmal (den 25. Febr. 1795): „Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage Nichts zu sagen und Nichts von Ihnen zu hören;“ und Goethe erklärt am 25. Febr. 1798: „Jedem, der Mittwochs und Sonnabends früh (wo die Botenfrau aus Jena herüberkam) in sein Zimmer trete, werde auf die Finger gesehen, ob er nicht einen Brief von Schiller bringe.“ Man wird jedoch schwerlich fehl gehen, wenn man sich der Ansicht zuneigt, daß bei diesem merkwürdigen Wechselverhältnisse Schiller noch mehr als Goethe gewonnen habe; man braucht nur auf die dramatischen und lyrischen Schöpfungen seiner spätern Periode zu blicken und sie mit denen seiner frühern zu vergleichen. Ob er ohne Goethe's unmittelbaren Einfluß ganz zu denselben Resultaten gelangt sein würde, ist wenigstens sehr fraglich. Auch steht Schiller grade in den Schöpfungen am höchsten, wo er sich des *Rath's* und der *Fingerzeige* Goethe's bediente, wie im „*Wallenstein*“⁹⁵) und „*Wilhelm Tell*,“ dann in mehren

94) Als zweiten Schritt bezeichnet Körnerfahrt den Briefaustausch wegen der „*Horen*“ in der Annahme, daß jene Unterredung an einem Juniabende noch vor dem 13. stattgefunden habe. Schaefer setzt, sich auf eine Andeutung in einem Körner'schen Briefe stützend, jene denkwürdige Unterredung in den Monat Juli, sodas umgekehrt jener Briefwechsel wegen der „*Horen*“ der erste, die jener Unterredung der zweite Schritt zu ihrer Annäherung gewesen sein würde. Keines verlegt wol ohne allen triftigen Grund die Unterredung in den Monat Mai.

95) Grade in Bezug auf „*Wallenstein*“ schreibt Schiller einmal (den 11. Dec. 1798): „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit
39 *